

Sexualität

Oliver König

1 Konstruktion des Gegenstandes

Der Begriff »Sexualität« und die moderne Vorstellung von einem abgrenzbaren Phänomen entsteht im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert zu Beginn der neuzeitlichen Gesellschaftsformen in Europa, zeitgleich mit dem modernen Verständnis anderer Begriffe aus dem makrosozialen Bereich wie »Gesellschaft«, »Staat« und »Nation«, zu denen es eine Art Gegenbild darstellt. Einen wichtigen Hintergrund hierzu bildet die tief in die kulturelle Basis Europas eingesunkene Leibfeindlichkeit des Christentums. In der bürgerlichen Weltsicht des 19. Jahrhunderts wird Sexualität als Begriff und Erscheinung in gleicher Weise den Anforderungen einer bürgerlich-männlichen Selbstbeherrschung untergeordnet wie die Natur der Kultur, der Körper dem Geist und im sozialen Feld die Frau dem Mann. Eine neue Formulierung und einen Höhepunkt findet diese Vorstellung im Übergang zum 20. Jahrhundert in der Psychoanalyse Sigmund Freuds. Zugleich ist im Weltbild Freuds eine doppeldeutige Botschaft enthalten. Zwar sei die Kanalisierung und Sublimierung von Sexualität durch Kultur notwendig, doch in Form einer »Wiederkehr des Verdrängten« verlangten die Lustregungen des naturhaften »Es« ihren Tribut, denen sich die zivilisierenden Kräfte des Über-Ichs zwar entgegenstellen, aber sie nicht besiegen könnten. Das (bürgerliche, männliche) »Ich«, so die Botschaft Freuds, sei eben nicht »Herr im Haus«.

Aus dieser Zuordnung von Sexualität zum Bereich des Natürlich-Triebhaften entstehen zwei konträre und zugleich aufeinander angewiesene Positionen, der Diskurs der Repression und der Diskurs der Befreiung (Ariès et al. 1984; Foucault 1977), die bis in die Gegenwart den Sexualitätsdiskurs (mit-)bestimmen. Zum einen wird die Naturbeherrschung am Menschen zur Bedingung und Begleiterscheinung der Industrialisierung des 19. und 20. Jahrhunderts. Mit der »Erfindung« der Sexualität als modernem Phänomen wird sie katalogisiert entlang den Unterscheidungskriterien normal/pervers, gesund/krank, legitim/illegitim und die daraus entstehenden Kontrollideen finden Eingang in die Vorstellungen von Medizin, Erziehung, Ehe und Familie, Mann und Frau. Zum anderen wird Sexualität erst durch diese Katalogisierung als eigenständiger Gegenstand konstruiert, und es entwickelt sich – zum Teil vermischt mit dem Kontrolldiskurs, zum Teil davon abgegrenzt – ein Befreiungsdiskurs. So sind die Klassiker der im 19. Jahrhundert entstehenden Sexualwissenschaft, z. B. Richard von Krafft-Ebing, Heinrich Kaan und Havelock Ellis, sowohl Erfinder und Verwalter des »Perversen«, als

sie auch von aufklärerischem Gedankengut gegenüber den derart kategorisierten Erscheinungen durchdrungen sind. Ähnliches gilt für die Vielzahl von Körpertechniken, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts in Medizin, Naturkunde, Sport, Erziehung und Lebensreformbewegung entstehen (König 1990). Als für die Erforschung der Sexualität zuständige Wissenschaft etablieren sich in dieser Phase Biologie, Medizin, und Psychiatrie.

Inzwischen ist dieser doppelte Diskurs am Ende seiner Möglichkeiten angekommen. Mögliche begriffliche Unterscheidungen werden nicht mehr als Abbild »natürlicher« Wirklichkeiten gedacht, sondern als kulturelle bzw. wissenschaftliche (Re-)Konstruktionen, z. B. die Unterscheidung zwischen »Sexuellem« als körperlicher, biophysiologicaler Grundlage, »Sexualität« bzw. »Sexualitäten« als kulturell Geformtem, »Sex« als körperlich registrierbarem Geschehen. Von der Denaturalisierung betroffen sind gleichfalls die Vorstellungen von den Sexualsubjekten. Lange wurde auch in den Sozialwissenschaften die Kategorie »Geschlecht« in ihren Ausprägungen »Mann« und »Frau« als eine nicht weiter zu befragende Grundlage des Sexuellen angesehen. Nun werden die Kategorien selbst als soziale Konstrukte sichtbar. Dies gilt auch für die Vorstellungen vom Sexualobjekt, die in den Begriffen »Heterosexualität« und »Homosexualität« aufgehoben sind, mit denen nicht nur Verhalten beschrieben wird, sondern Eindeutigkeit sexueller Präferenz und darauf aufbauende Identitäten. Heterosexualität, bislang als nicht weiter zu befragende Normalität gedacht, bzw. die Monosexualität insgesamt wird genauso erklärungsbedürftig wie Homosexualität.

2 Sexualität im sozialen Wandel

Den historischen Wandel von Sexualität und sexuellen Erscheinungsformen zu beschreiben, heißt nicht nur, von ihrer Ausdifferenzierung und zunehmenden Vergesellschaftung zu reden, sondern auch von der Gleichzeitigkeit von Gegensätzlichem. Für das 19. Jahrhundert, das den Wissenschaften des 20. Jahrhunderts gerne als rückständige Kontrastfolie dient, hat dies Peter Gay (1986) herausgearbeitet. Für das 20. Jahrhundert kleidet sich in den westlichen Gesellschaften der Wandel in die Metaphorik der »sexuellen Revolution« – und den dazu gehörenden konservativen Reaktionen. Volkmar Sigusch (2005) z. B. beschreibt diese »Revolutionen« in drei Etappen; die erste noch vor dem ersten Weltkrieg, die zweite in den 1970er Jahren, die dritte »Neosexuelle Revolution« ab den 1980er Jahren. In Deutschland erscheint aus dieser Sicht die kurze Zeit der Weimarer Republik als liberales, der Nationalsozialismus als repressives Intermezzo. Bei genauerem Hinsehen zeigt aber auch der Nationalsozialismus ein Doppelseitiges von Repression und Freisetzung, von Kampf gegen »falsche Prüderie« und sexualpolitischer Repression, von Aufforderung zur Promiskuität und der Sexualisierung antisemitischer Propaganda, von männerbündischer Rhetorik und Homophobie, von Mütterlichkeitsideologie und Familienfeindlichkeit. Eine zwangsläufige und eindeutige Verbindung zwischen politischem und gesellschaftlichem System und Sexualkultur

lässt sich nicht konstruieren, sie ist »lediglich eine historisch hervorgebrachte« (Herzog 2005: 315). Ähnlichkeiten und Unterschiede in der Entwicklung von BRD und DDR in der Nachkriegszeit belegen dies nochmals eindringlich.

Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg verharrt in beiden Teilen Deutschlands kurz in einer Art sexualmoralischem Vakuum, nicht zuletzt aufgrund der wirtschaftlichen Probleme und sozialen Desintegrationserscheinungen der deutschen Nachkriegsgesellschaft vor der wirtschaftlichen Aufbauphase. Erst allmählich setzen sich in der BRD kulturell klerikal-konservative Kräfte durch, die sich rhetorisch gleichermaßen gegen die Sittenlosigkeit der Weimarer Republik wie des Nationalsozialismus wenden und die enge Weltsicht der bürgerlichen Gesellschaft des Kaiserreichs fortzuführen scheinen. Dazu gehört ein konservatives Verständnis des Verhältnisses von Mann und Frau innerhalb wie außerhalb der Ehe. Die Frau soll unberührt in die Ehe gehen, sich in der Ehe dem Mann unterordnen, Kinder bekommen und aufziehen. Dem Mann werden zwar vor der Ehe mehr Erfahrungen erlaubt als der Frau, aber so wie sie sich nicht »wegwerfen« soll, so soll er sich nicht »verschwenden«, sich vielmehr um sein berufliches Fortkommen und das wirtschaftliche Wohlergehen der (zu gründenden) Familie sorgen. Die Primärtugenden der Pflicht stehen im Vordergrund. Dieses Bild von Sexualität und Familie dominiert normativ und weitgehend auch faktisch die kulturell legitimen Lebensformen in der BRD bis in die Mitte der 1960er Jahre. Die DDR ist anfangs ebenfalls geprägt von einer »sozialistischen Variante sexualkonservativer Vorstellungen« (Herzog 2005: 224), ohne dass dabei in einem säkularisierten Staat christliche Moralvorstellungen eine Rolle gespielt hätten. Nicht der Nationalsozialismus, sondern der kapitalistische Westen dient als Abgrenzungsfolie. Der Umgang mit Sexualität entwickelt sich jedoch innerhalb der restriktiven Alltagswelt der DDR schon bald zu einem wichtigen privatem Freiraum, sozialstrukturell getragen vor allem von einem anderen Verständnis der Frauenerwerbstätigkeit.

Mit der wirtschaftlichen Konsolidierung treten in der BRD die kulturellen Auseinandersetzungen stärker in den Vordergrund. Vor allem initiiert von der entstehenden Jugendkultur, z. B. in Studentenbewegung und Popkultur, wird das traditionelle Verhältnis von Familie und Sexualität in Frage gestellt. Im Vordergrund der (sozial- und sexualwissenschaftlichen) Debatte stehen zwar Schicht- bzw. Klassenunterschiede in Form von Untersuchungen über Arbeitersexualität und Studentensexualität. Nutznießer der Bildungsreform der 1960er und 70er Jahre sind jedoch die Frauen (aus den Mittelschichten), die sich nun verstärkt auf den Arbeitsmarkt hin orientieren. Die Veränderungen bezüglich der geschlechtsspezifischen Aufteilung von Familie und Beruf sowie der dazugehörige Segregation des Arbeitsmarktes werden kulturell und ideologisch vorwärtsgetrieben vom entstehenden Feminismus in seinen verschiedenen Schattierungen. Klassegegensatz und Klassenkampf weichen Geschlechtergegensatz und Geschlechterkampf. Zugleich unterstützt die Entwicklung von Verhütungsmitteln, vor allem der »Pille«, die beginnende Entkoppelung von Liebe, Ehe, Sexualität und Fortpflanzung, was die Gestaltungsräume vor allem weiblicher Sexualität vergrößert.

Ihren Niederschlag findet die sexuelle Liberalisierung dieser Zeit in der 5. Strafrechtsreform von 1974, die von einem Rückzug strafrechtlicher Sexualkontrolle geprägt ist. Dies betrifft das Sexualstrafrecht selber, z. B. in den Regelungen über Pornografie und Homosexualität, in der Abschaffung des Kuppeleiparagraphen und des dazugehörigen Begriffes der »Unzucht«; es zeigt sich aber auch im Familienrecht in den Regelungen zum »Ehebruch«, zur Scheidung und in der beginnenden rechtlichen Angleichung der zahlreicher werdenden nichtehelichen Lebensgemeinschaften sowie durch die Reform des § 218, die Abtreibungen erleichtert. Mit der 6. Reform 1998 setzt sich diese Entwicklung fort; eine Tendenz zu einer erneuten Verrechtlichung entsteht erst wieder durch das Internet, vor allem hinsichtlich Herstellung, Besitz und Weitergabe von Kinderpornografie.

Obwohl die 1980er Jahre wirtschaftlich instabiler und politisch restaurativ sind, verstärkt sich die Tendenz zur Pluralisierung familialer wie nichtfamilialer Lebensformen. Der Rückgang von Heiratszahlen und Geburten, der Anstieg von Scheidungen und nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften sind ein Ausdruck davon ebenso wie gestiegene Glückserwartungen an Beziehung, Ehe und Familie. Aus dieser Perspektive bleibt die Entwicklung von Sexualität gekoppelt an Veränderungen im heterosexuellen Geschlechterverhältnis.

Zugleich treten nun zunehmend Lebensformen in den Vordergrund, die bislang aufgrund ihrer Sexualität ausgegrenzt waren, vor allem Homosexuelle beiderlei Geschlechtes. Die Eindeutigkeit geschlechtlicher Erscheinungsformen wird dadurch weiter dynamisiert. Zudem tritt die Homosexualität selbst keineswegs eindeutig auf, sondern sowohl als Mischung sexueller Stile – Männer als Frauen, Frauen als Männer – wie in der Überbetonung geschlechtlich konnotierter Stilelemente. Dadurch trägt sie entscheidend dazu bei, die symbolische Ordnung des Sexuellen (Bourdieu 2005) in Bewegung zu bringen. Da in homosexuellen Beziehungen die Regulierungsmechanismen des heterosexuellen Geschlechterverhältnisses nicht zur Verfügung stehen, werden in ihnen die reflexiven Formen einer »reinen Beziehung« (Giddens 1993) besonders sichtbar, die auch in heterosexuellen Beziehungen eine zunehmende Rolle spielen. In dem Maße, wie dies auch den Umgang mit Sexualität betrifft, verwandeln sich alte patriarchale Muster in eine neue Verhandlungsmoral.

Die Aidsangst der 1980er Jahre dämpft diese Entwicklung nur vorübergehend. Normalitätsannahmen und Vorstellungen über sexuelle Perversion werden zunehmend außer Kraft gesetzt, dies ist die zentrale These von Sigusch (2005) zur neosexuellen Revolution seit den 1980er Jahren. Die Grenzziehungen zwischen »normal« und »pervers« werden als Setzungen auf einem Kontinuum von möglichen Verhaltensweisen sichtbar. Hatten in der BRD pornografische Produkte noch bis in die 1970er Jahre hinein einen Beigeschmack von Aufstand gegen eine repressive Sexualmoral, so werden sie jetzt zum Konsumgut wie anderes auch. Widersprüchlicher ist die Entwicklung der Prostitution. Sie erfährt zwar eine allmähliche soziale Normalisierung, bleibt aber rechtlich eingeschränkt und wird nicht als »normale« berufliche Tätigkeit anerkannt.

Diese Freisetzung von sexuellen Erscheinungsformen aus einer zurückweichenden Verbotspolitik geht einher mit der Ausdifferenzierung einer Freizeit- und Körperkultur, die Sexualität unter den Slogans von Fitness, Gesundheit, Spaß und Wohlbefinden in einer domestizierten Form integriert. Eng gekoppelt damit ist die Entwicklung einer Sex-Industrie, die aus ihrem Schattendasein heraustritt und auf die Massenkultur zurückzuwirken beginnt. Nach der Wende wird in der DDR diese Entwicklung im Zeitraffertempo nachgeholt. Den letzten Schub hat diese Entwicklung durch das Internet erfahren, das Pornografie in einem Maße ausdifferenziert und öffentlich zugänglich macht wie noch nie zuvor – bei gleichzeitiger Privatisierung ihrer Nutzung. Aussagen zu ihrer Wirkung unterliegen der gleichen Problematik wie die Medienforschung insgesamt (Schetsche/Schmidt 2010). Vor allem aber steht die Aufmerksamkeitsökonomie der Medien in zunehmender Spannung zu den alltagsweltlichen Realitäten sexueller Akteure, die uns die empirische Forschung präsentiert.

Aus kultursoziologischer Sicht im Sinne Pierre Bourdieus zeugt die Ausdifferenzierung von sexuellen Lebensstilen nicht von einem Verschwinden normativer Vorstellungen über Sexualität. Vielmehr lassen der Rückgang der Verbotspolitik und ihre Ersetzung durch die Leitwerte von Gesundheit und »Fun« Sexualität zu einem kulturellen Phänomen werden wie andere auch. Die Unterschiede zwischen legitim und illegitim verschwinden nicht, sie verändern ihre Referenzgrößen und werden kleiner und feiner. Gut sehen lässt sich dies am Strukturwandel von Prostitution und Pornografie als den traditionellen Institutionen einer geregelten Abweichung, die sich der Regeln einer Konsumgesellschaft bedienen (► *Werte und Wertewandel*). Während die früheren Gegner der Liberalisierung, z. B. Kirche und konservative Moralunternehmer, weitgehend verstummt sind, sind es Teile der feministischen Bewegung, die diese Entwicklung als Prostituierung und Pornografisierung der Gesellschaft anklagen und den im Befreiungsdiskurs an die Seite gedrängte Zusammenhang zwischen Sexualität und Gewalt wieder in die Diskussion bringen, und zwar als strukturelle Gewalt von Männern gegenüber Frauen und Kindern. Die Forderungen nach Legitimität der Abweichung und der Schutz der sexuellen Selbstbestimmung geraten in Widerspruch. Der konsum- und freizeitorientierte Diskurs der Permissivität, der eine von allen aggressiven und überschreitenden Anteilen gereinigte »gesunde« Sexualität zum legitimen kulturellen Leitbild zu erheben versucht, wird von einem Gegendiskurs der sexualisierten Gewalt kontrastiert, aus dem heraus sich Tendenzen zu einer neuen Verrechtlichung ergeben.

3 Sexualität in den Sozialwissenschaften

Von einer sozialwissenschaftlichen Thematisierung von Sexualität lässt sich erst für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg reden – so wie die Soziologie in ihren Anfängen, bis auf Ausnahmen (z. B. Norbert Elias), dem Körper wenig Aufmerksamkeit widmet bzw.

in einer eher sozialphilosophischen und empirieabstinenten Herangehensweise verharrt. Die sexualwissenschaftliche Debatte der Weimarer Republik ist von Medizinern (z. B. Iwan Bloch, Magnus Hirschfeld) und Psychoanalytikern (Sigmund Freud, Wilhelm Reich) dominiert und wird durch den Nationalsozialismus zum Stillstand gebracht bzw. durch Rassen- und Erblehre ersetzt (Sigusch 2008).

Den Anfang einer sozialwissenschaftlichen Erforschung der Sexualität, die den Gegenstand auch empirisch zu erfassen versucht, macht ein Biologe. Der Amerikaner Alfred Kinsey legt mit einem Team von Forschern 1948 und 1953 zwei Untersuchungen über das sexuelle Verhalten des Mannes bzw. der Frau vor. Der Erfolg dieser Kinsey-Studien, die 1964 in deutscher Übersetzung erschienen, liegt darin begründet, dass sie – im Gegensatz zu den Forderungen und Behauptungen der rechtlichen, sexualmoralischen und normativen Zeitstimmung – die faktische Ausdifferenzierung sexueller Verhaltensweisen in allen untersuchten Bevölkerungsgruppen aufweisen. Der konservative politische Druck blieb jedoch, sodass es zu einer ähnlich groß angelegten Studie in den USA erst wieder Ende der 1980er Jahre kam (Laumann et al. 1994), die ihre Finanzierung unter dem Eindruck der zunehmenden Verbreitung des Aids-Virus gesundheitspolitisch legitimieren konnte.

Der erste und lange Zeit einzige Soziologe, der sich in der Bundesrepublik zu einer »Soziologie der Sexualität« äußert, ist Helmut Schelsky (1955). Die »umgekehrten Moralpredigten« Kinseys und der darin enthaltene »Anspruch, die normativen Bewertungen den Tatsachen anzugleichen oder wenigstens anzunähern« (ebd.: 52) sind ein Hauptziel seiner Kritik, die sich insgesamt gegen die normative Aufweichung, die Gleichzeitigkeit von Publizierung und Psychologisierung der Sexualität und ihre Ersetzung durch Konsum wendet und stattdessen die Wichtigkeit der Einbettung von Sexualität in die gesellschaftlichen Institutionen von Ehe und Familie betont.

Im Rückblick auf diese Diskurse fällt die Parallelität von rechter und linker Zeitdiagnose auf. Die sozialwissenschaftliche Debatte über Sexualität ist von Anfang an von den Fallen der Kulturkritik bedroht. Deutlich wird dies an der von beiden Seiten gleichermaßen geäußerten Kritik, dass Sexualität in zunehmendem Maß kommerzialisiert und »geschäftsfähig« werde, ohne zu thematisieren, dass dies Begleiterscheinung ihrer »Kulturfähigkeit« und »Demokratisierung« sind. So ist es paradoxerweise gerade der Erfolg des Befreiungsdiskurses, der sich an einer zunehmenden »Freisetzung« des Sexuellen zeigt, der ihm allmählich den Boden entzieht, da dies gleichzeitig mit einer verstärkten Vergesellschaftung des Sexuellen einhergeht. Der Befreiungsdiskurs wendet sich in der Folge davon vor allem gegen die »falsche« Freiheit der »repressiven Entsublimierung« (Herbert Marcuse), der die sexualontologische »Wahrheit des Sexuellen« (Volkmar Sigusch) entgegengesetzt wird. Die »Unwahrheit« der Sexualität wird nun nicht mehr in ihrer Unterdrückung, sondern in ihrer gesellschaftlichen Formierung gesehen. Rechte und linke Zeitkritik begegnen sich in kulturkritischen Klagen über die Sexualisierung der Warenwelt, über Narzissmus und Hedonismus und produzieren ähnliche Abgren-

zungen gegenüber dem »billigen« und »rohen« Vergnügen wie andere kulturelle Felder auch. Der (sexuelle) Körper und seine Darstellung werden zum Medium sozialer Disjunktion (Bourdieu) und modernen Lebensstils.

Die empirische Arbeit Kinseys wird in der Bundesrepublik durch eine psychiatrisch und medizinisch orientierte Sexualwissenschaft aufgenommen, die vor allem um den Hamburger Mediziner Hans Giese angesiedelt ist. Auf seine Initiative hin kommt es 1950 zur Gründung der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS). Von der psychiatrischen Tradition her als liberal einzustufen, ist es für diese sexualwissenschaftliche Schule dennoch ein weiter Weg von der klinischen Diagnose und Therapie sexueller Perversionen zu einem sozialwissenschaftlich fundierten Verständnis der sozialen Formierung von Sexualitäten. Aus ihr gehen viele der bundesrepublikanischen Sexualwissenschaftler hervor, z. B. Volkmar Sigusch und Gunter Schmidt. 1973 gründet Sigusch, in der Tradition der Kritischen Theorie stehend, in Frankfurt ein Institut für Sexualwissenschaft, das er bis zu seiner Emeritierung 2006 leitet. Mitarbeiter des Frankfurter und des Hamburger Instituts geben seit 1988 eine »Zeitschrift für Sexualforschung« heraus.

Die Entwicklung der Sexualwissenschaft in der Deutschen Demokratischen Republik (► *Gesellschaft der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) von 1949–1990*) bis zum Zusammenbruch des politischen Systems weist, bei allen Unterschieden aufgrund der anderen politischen Rahmenbedingungen, viele Parallelen zur Bundesrepublik auf. Auch hier wird sie von medizinisch-psychiatrischen Ansätzen dominiert, die sich erst allmählich zu sozialwissenschaftlichen Fragestellungen vorarbeiten, welche jedoch von sozialmoralischen Maximen dominiert bleiben (Hohmann 1991). Auch in der DDR beschäftigt sich die Sexualforschung vorrangig mit Jugendlichen und Studenten und sieht eines ihrer Hauptziele darin, dem sexualpolitischen, -rechtlichen und -pädagogischen Diskurs sowie den dahinter stehenden Institutionen wissenschaftliche Materialien über die »sexuelle Befindlichkeit« der Bürger zur Verfügung zu stellen. Ebenso wie in der BRD entsteht ab den 1960er Jahren ein dichtes Netz von Ehe-, Erziehungs- und Sexualberatungsstellen. Der Trend zur Psychologisierung und Pädagogisierung von Sexualität lässt sich also zeitgleich in BRD wie DDR ausmachen.

Die in beiden politischen Systemen dominierende Ausrichtung der Sexualforschung auf sexualpolitische und sexualpädagogische Ziele trägt zu einer Abkoppelung von relevanten theoretischen Diskursen und einer weitgehenden Theoriearmut bei. In der BRD bleiben auch größere empirische Untersuchungen lange die Ausnahme. Bevorzugt untersuchte Populationen sind Jugendliche und Studenten. Hinzu kommt, dass die dominierende rationalistische Tradition der Sozialwissenschaften Schwierigkeiten hat, Themen wie Körper, Emotion und Sexualität überhaupt als Teil ihres Gegenstandsbereiches zu verstehen und methodisch zu erfassen. Selbst die bahnbrechenden Analysen von Michel Foucault ab den 1970er Jahren, die sich als eine »politische Anatomie des Körpers« lesen lassen, bzw. aktuell als »Bio-Macht«, erscheinen in ihrer Diskursorientierung eigentümlich entkörperert, so der Bremer Soziologe Rüdiger Lautmann

(2002: 30 f.), einer der wenigen des Faches, der sich seit langem kontinuierlich mit dem Thema beschäftigt.

Diese Abstinenz des Faches verändert sich erst im Laufe der 1990er Jahre. Ein erster Versuch, auf die Veränderungen in den westlichen Industrienationen zu reagieren, stellt die »Scripting«-Theorie sexueller Verhaltensweisen dar (Laumann et al. 1994). Sie löst sich von dem Gedanken, dass Sexualität und Kultur bzw. Gesellschaft entgegengesetzte Kräfte seien und geht davon aus, dass Sexualität sich als kulturell vermittelte Praktiken darstellt, die auf biologischen »Instinkten« aufbauen, aber nicht von diesen determiniert sind. Diese kulturellen Praktiken werden in einem andauernden Akkulturationsprozess lebenslang erworben und individuell variiert. Ergänzt wird diese Sichtweise durch Marktmodelle sozialen Handelns. Beschreibt man sexuelles Verhalten als ein sozial segregiertes Marktgeschehen, dann richtet sich die Aufmerksamkeit darauf, wie soziale Akteure, ausgestattet mit spezifischen und zumeist begrenzten Ressourcen, bestimmte Ziele zu erreichen versuchen. Die für das Handeln notwendigen Ressourcen umfassen Zeit, Geld, emotionale und physische Energien sowie Merkmale persönlicher Attraktivität, Prestige und Status. Dem Marktkonzept entnommen sind ebenfalls die Idee des einsetzbaren Humankapitals, z. B. Gesundheit und gutes Aussehen, sowie die Kenntnis der nötigen Interaktionsstrategien und basalen Spielregeln. Vier mögliche Ziele für das Verhalten auf diesem Markt lassen sich formulieren: 1) sexuelle Lust bzw. sexuelles Vergnügen; 2) emotionale Befriedigung in einer intimen Beziehung bzw. Bindung; 3) der Wunsch nach Kindern; 4) soziales Ansehen im jeweiligen relevanten Umfeld.

Seitdem sind einige Arbeiten entstanden, in denen Sexualität entweder im Zentrum steht oder mitbehandelt wird, z. B. in einer Soziologie des Körpers, der Emotionen oder der Genderforschung (Schmerl et al. 2000; Villa 2006). Hinzu treten historische (Eder 2002; Herzog 2005) und ethnologisch-kulturvergleichende Studien (Duerr 2002). Während in der früheren sexualwissenschaftlichen Forschung dominant quantitative Ansätze zur Anwendung kommen, so finden sich inzwischen gleichbedeutend qualitative Verfahren, die die Sinnhaftigkeit sexuellen und körperlichen Handelns zu rekonstruieren versuchen. Eine besondere Rolle nehmen diskursive Ansätze in der Tradition von Michel Foucault ein. Die Aufmerksamkeit für diskursive Effekte ist unabdingbar für eine sich reflexiv verstehende Soziologie, die ihren Gegenstand aus immer neuen Naturalisierungs- und Essentialisierungstendenzen herauszupräparieren versucht, wie dies für Sexualität (und Geschlecht) erforderlich ist.

4 Ergebnisse der empirischen Forschung

In der Bundesrepublik stammt die kontinuierlichste Forschung aus der Abteilung für Sexualforschung der Universität Hamburg, deren Publikationen einen repräsentativen Überblick über die Entwicklung seit den 1960er Jahren erlauben (zur Übersicht vgl. Schmidt et al. 2006: 9). Es sind vorrangig quantitativ ausgerichtete Untersuchungen zu

verschiedenen Aspekten sexuellen Verhaltens. Werden in den frühen Forschungen zu meist isolierte sexuelle Handlungen wie Masturbation, erster Beischlaf, verschiedene Sexualtechniken, Orgasmus usw. untersucht, die dann mit den (üblichen) Statusmerkmalen, also Alter, Geschlecht, Schicht, Religion, Regionalität, politische Einstellung korreliert werden, so betten spätere Forschungen ihre Fragestellungen stärker in Partnerschaftsformen und -situationen, biografische Verläufe sowie das soziale Umfeld ein.

Die Ergebnisse ordnen sich ein in einen allgemeinen Trend der westlichen Industrienationen in Richtung größerer »Permissivität« gegenüber Sexualität sowohl in Einstellung wie Verhalten. Dieser Wandel ist besonders deutlich für die 1960er und 70er Jahre nachweisbar und »lässt sich so zusammenfassen: Schichtunterschiede im sexuellen Verhalten werden geringer, der Einfluss der mit sexueller Permissivität hoch korrelierten religiösen Bindung schwindet und der (restriktive) Einfluss der Eltern auf die Sexualität ihrer Kinder lässt nach« (Clement 1986: 17). Diese Entwicklungsrichtung wird durch weitere Forschung bestätigt (Schmidt et al. 2006).

Bei beiden Geschlechtern sinkt das Alter, in dem die ersten Masturbations- bzw. Koituserfahrungen gemacht werden. Am deutlichsten ist der Wandel bei den Frauen nachzuweisen. In Bezug auf Koituserfahrungen kommt es schon in den 1980er Jahren zu einem »Umkippen« des Geschlechtsunterschiedes zugunsten der Frauen« (Clement 1986: 76), von denen Anfang der 1980er Jahre 80 Prozent bis zum 20. Lebensjahr eine erste Erfahrung haben – gegenüber 67 Prozent bei den Männern (ebd.: 44). Masturbation verändert zunehmend ihre Bedeutung; sie wird nicht mehr als Ersatz und als Ausdruck von Unzufriedenheit, sondern als eigenständige Sexualform angesehen. Es kommt, bei den Frauen etwas weniger als bei den Männern, zu einer Koexistenz von Partnersex und Masturbation (Schmidt et al. 2006: 115). Insgesamt vergrößert sich die Bandbreite von praktizierten Sexualtechniken und verringert sich die Relevanz von normativ-moralischen Bewertungen dieser Techniken, sodass zunehmend von den Sexualpartnern selbst ausgehandelt wird, welche sexuellen Praktiken akzeptiert sind und welche nicht.

Vergleicht man die Angaben der Männer mit denen der Frauen, so lässt sich das Resultat als eine Angleichung im Verhalten interpretieren. Jungen und junge Männer erleben ihre Sexualität nicht mehr als so »dranghaft« und verbinden sie stärker mit Liebe, Beziehung und Treue. Mädchen und junge Frauen machen früher, häufiger und selbständiger sexuelle Erfahrungen, sind aber zugleich weniger zufrieden mit diesen Erfahrungen als früher (Schmidt 1993: 6). Dies kann als Ausdruck stärkerer sexueller Selbstbehauptung oder größerer Nüchternheit im »Geschlechterkampf« angesehen werden. Es entspricht zugleich dem generell kritischer gewordenem Verhalten von Frauen in Beziehungen, was sich auch in einer größeren Bereitschaft zu Trennung und Scheidung zeigt.

Die zunehmende Entkoppelung der Sexualität von Fortpflanzung, Ehe und Familie geht – zumindest für Jugendliche – einher mit einer Familialisierung von Sexualität, da die Haltung der Eltern zur Sexualität ihrer Kinder sich verändert: Im Vordergrund steht

nicht mehr das Verbot, sondern die Duldung und Unterstützung – damit aber auch die familiäre Einbindung der jugendlichen Sexualität. Jungen wie Mädchen übernehmen zwar aufgrund der permissiveren Einstellung ihrer Eltern früher als bisher mehr Verantwortung für ihre Sexualität; zugleich unterliegt diese stärker der familiären Kommunikation und ist daher weniger als bisher ein Vehikel der Loslösung von der Herkunftsfamilie.

Durch die Entkoppelung von Ehe und Sexualität kommt es zu einer Zunahme »nichtkonventioneller« Beziehungen (► *Familie und Lebensformen*). Dennoch bleibt der (institutionell schwächer definierte) Beziehungsstatus wichtigste Determinante sexueller Aktivität. »Zwar wird der Sex heute nicht mehr von der Ehe beschlagnahmt, die feste Partnerschaft hat ihn aber fest im Griff« (Schmidt et al. 2006: 114). Es lässt sich eine Konkurrenz zweier Ideale feststellen: der Wunsch nach Dauer und der nach der Qualität der Beziehung. Sexualität ist dafür ein wesentlicher Faktor, vor allem am Anfang einer Beziehung. Die Beziehungsdauer hat insgesamt den größten Einfluss auf sexuelle Aktivität. Ihre Bedeutung nimmt mit zunehmender Beziehungsdauer als »Maintenance Ritual« (ebd.: 125) ab und es kommt zu einem Gendering sexueller Wünsche entlang traditioneller Geschlechterbilder – der Mann will mehr als die Frau. Ob dies dann zu einem Problem wird, hängt stark von Paardynamik und der Frage ab, wie die Partner das nachlassende oder divergierende sexuelle Interesse im Hinblick auf ihre sexuelle Selbstdefinition als Mann/Frau verarbeiten. Erst dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass es zu Problemdefinitionen kommt, z. B. im Sinne von sexueller Langeweile. Als zentraler Entstehungshintergrund für sexuelle Probleme zeigen sich die Schwierigkeiten, die Alltagsbelastungen in Familie, mit Kindern und im Beruf bei gleichzeitiger Auflösung klarer Geschlechterbilder mit der Aufrechterhaltung von sexuellem Begehren in Einklang zu bringen.

Aufgrund der abnehmenden Bedeutung von Ehe und der Zunahme von vor- und unehelichen sexuellen Kontakten steigt die Anzahl der Sexualpartner im Lebensverlauf deutlich an. D. h. es wandeln sich die Organisationsformen von Beziehungen (Fluktuation, Dauer), nicht aber die Beziehungsneigung und -bereitschaft. Treue in einer Partnerschaft spielt nicht mehr eine so große Rolle. Akzeptiert wird jedoch sowohl von verheirateten wie von nichtverheirateten Paaren nur der »Seitensprung«, nicht die dauerhafte Zweitbeziehung (Schmidt et al. 2006: 134). Es bildet sich das Muster einer seriellem Monogamie auf Zeit heraus, d. h. Beziehungen werden kürzer, Trennungserfahrungen nehmen zu, der Status als Single bleibt zumeist nur Übergangserscheinung.

Homosexuelle Erfahrungen haben bei den Frauen etwas zugenommen, sind aber immer noch geringer als bei den Männern. In der Untersuchung von Clement (1986: 51 f.) hatten im Jahr vor der Befragung fünf Prozent der Männer und vier der Frauen homosexuelle Erlebnisse. Diese Zahlen steigen 20 Jahre später nur geringfügig an (Schmidt et al. 2006: 132). Vergrößert hat sich jedoch die allgemeine Akzeptanz von Homosexualität. Und allmählich lässt sich, etwas stärker bei Frauen als bei Männern, eine »vorsichtige Lockerung monosexueller Festlegungen« (ebd.) als hetero- oder homosexuell feststellen.

5 Aktuelle theoretische Entwicklungen und Auseinandersetzungen

Rüdiger Lautmann hat am kontinuierlichsten daran gearbeitet, eine Soziologie der Sexualität zu formulieren (zuletzt 2002), jedoch darauf verzichtet, eine alles umfassende theoretische Rahmung anzubieten. Dafür arbeitet er bei den Klassikern der Soziologie deren explizite oder (häufiger) implizite Rekurse auf Sexualität heraus und zeigt die Beiträge einer Fülle von Theorien mittlerer Reichweite zum Thema auf, die zusammengekommen die möglichen Zugänge ausmachen. Zentrales Anliegen ist es, aufzuzeigen, dass die Einschränkungen, die sich aus einem »übrationalisierten Menschenbild« (ebd.: 27) ergeben, nur überwunden werden können, wenn soziales Handeln nicht nur als mental, d. h. vernunftgeleitet verstanden wird, sondern immer auch in seinem körperlichen Vollzug. Um dies zu leisten, beschreibt er die Relevanz des soziokulturellen Körpers für soziales Handeln, seine unterschiedliche Rahmung (im Sinne Erving Goffmans) unter anderem durch Geschlecht und Biografie, Phänomene der Attraktion und des erotischen Geschmacks, die Rolle von Emotionen, die Strukturen sexuellen Handelns als symbolische Interaktion, ihre (institutionellen) Einbindungen durch Weltanschauung, Familie, Beziehungsformen und kulturellen Vorstellungen über Geschlecht. Der Anspruch ist auch hier, dass die Analyse von Sexualität nicht in eine weitere Bindestrich-Soziologie einmündet, sondern ein Untersuchungsgebiet darstellt, »für das die Allgemeine Soziologie – entgegen der grassierenden Spezialisierungstendenzen – prinzipiell immer schon zuständig ist« (Benkel/Akalin 2010: 11).

Erstaunlich ist es nun, dass zwei soziologische Entwürfe, die mit einem gesellschaftstheoretischen Anspruch antreten und dabei dem Thema Sexualität einen Platz einräumen, an entscheidenden Punkten zu konträren Aussagen kommen. Es ist dies die Systemtheorie nach Niklas Luhmann und die Analyse moderner Herrschaftsformen nach Pierre Bourdieu.

Sven Lewandowski (2004) hat, in der Tradition Niklas Luhmanns stehend, einen Entwurf vorgelegt, der alle Erscheinungsweisen der Sexualität in einem einheitlichen theoretischen Rahmen erfassen will. Im Zentrum steht die Herausarbeitung eines Differenzierungsprozesses, in dem sich das »Funktionssystem« Sexualität verselbständigt und damit von anderen Teilsystemen unterschieden werden kann, insbesondere Fortpflanzung, Liebe, Intimität, Ehe und Familie, aber auch der Geschlechterdifferenz. Es zielt jetzt allein auf die Erlangung sexueller Lust.

Die (relative) Einheit vormoderner Gesellschaftssysteme verwandelt sich aufgrund dieser Differenzierungsdynamik in »polykontexturale Konstruktionen« (Lewandowski 2004: 145), die mit ihrer zunehmenden »Freisetzung« nun auch die Sexualität erfassen. Moderne Gesellschaften bilden »eine Mehrzahl körperprozessierender Systeme« aus, »das Sexualitätssystem stelle eines von ihnen dar« (ebd.: 197). Als Leitdifferenz arbeitet Lewandowski die Unterscheidung von sexuellem Begehren und sexueller Befriedigung heraus. Von diesem differenzierungstheoretischen Ausgangspunkt können dann »strukturelle Koppelungen« zu anderen Teilsystemen untersucht werden, z. B.

zum Wirtschaftssystem (in Gestalt von Prostitution), zu den Massenmedien (in Gestalt von Pornografie), zum Intimsystem (in Gestalt von Liebe). Lewandowski billigt dem Teilsystem Sexualität innerhalb der Systemtheorie allerdings nicht den gleichen Status zu wie anderen »klassischen« Teilsystemen (Wirtschaft, Recht, Wissenschaft etc.), da gerade die Ausdifferenzierung autonomer Sexualitäten die sozialstrukturelle Irrelevanz des Sexuellen aufgezeigt habe (Lewandowski in Benkel & Akalin 2010). Erst vor diesem Hintergrund ist die Entwicklung moderner Individualität möglich, auch und gerade im Hinblick auf Sexualität.

Der Anspruch der Systemtheorie wird hier – wie sonst auch – durch Formalisierung und Abstrahierung eingelöst, aus denen heraus überraschenden Einsichten möglich werden. So kann Lewandowski plausibel herausarbeiten, wie flexibel moderne Gesellschaften sind im Hinblick auf die Integration vielfältiger, auch abweichender sexueller Erscheinungsweisen, ohne dass dies gesellschaftsverändernde Auswirkungen hat, wie dies gleichermaßen vom Repressions- und Befreiungsdiskurs unterstellt wird. Zugleich setzt die Systemtheorie mit ihren Prämissen (Lewandowski 2004: 11 ff.) eine Ableitungslogik in Gang, deren Ergebnisse zwar in sich eine gewisse Schlüssigkeit aufweisen, dafür aber einen Preis zahlen, wie andere Zugänge zum Gegenstandsbereich aufzeigen.

»Eine politische Soziologie des Geschlechtsaktes würde zeigen, dass die sexuellen Praktiken und Vorstellungen der beiden Geschlechter, wie es bei einem Herrschaftsverhältnis stets der Fall ist, keineswegs symmetrisch sind« (Bourdieu 2005: 39). In seinem letzten zu Lebzeiten veröffentlichten Buch zielt Pierre Bourdieu darauf ab, die Naturalisierungslogik männlicher Herrschaft zu rekonstruieren, wie sie sich am nachhaltigsten am vergeschlechtlichten sexuellen bzw. sexualisierten Körper zeigt. Er schließt damit explizit an feministische Denktraditionen an, die neben Klasse und Ethnie auch Geschlecht und Sexualität (bzw. genauer: sexuelles Begehren) als grundlegend für die Subjektkonstitution in der Moderne ansehen und ihr damit einen zentralen gesellschaftstheoretischen Platz zuweisen. Obwohl auch bei Bourdieu die Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Felder im Zentrum steht, so wird im Unterschied zur Systemtheorie davon ausgegangen, dass quasi quer zu ihnen bzw. durch sie hindurch Herrschaftsverhältnisse wirksam sind, in denen sich simultan die Wirkungen dieser vier Ausprägungen eines zentralen Klassifikationsprinzips der sozialen Welt realisieren. In dieser Sicht gibt es keinen Körper »an sich« oder eine Sexualität »an sich«, d. h. ein von allen diesen Einteilungsprinzipien freigesetztes Phänomen. Die symbolische Ordnung, die als konstitutiv für Herrschaft angenommen wird, setzt am Körper und seiner Sexualität an. Das mit unterschiedlichen sozialen Positionen jeweilig verbundene sexuelle Begehren ist als Ausdruck dieser symbolischen Ordnung zu verstehen – und damit hochrelevant für eine soziologische Theorie, deren Ziel eine Analyse von Herrschaftsverhältnissen ist.

Literatur

- Ariès, Philippe/Béjin, Andre/Foucault, Michel (1984): Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland. Frankfurt/Main.
- Benkel, Thorsten/Akalin, Fehmi (2010) (Hrsg.): Soziale Dimensionen der Sexualität. Gießen.
- Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/Main.
- Clement, Ulrich (1986): Sexualität im sozialen Wandel. Eine empirische Vergleichsstudie an Studenten 1966 und 1981. Stuttgart.
- Duerr, Hans-Peter (2002): Die Tatsachen des Lebens. Der Mythos vom Zivilisationsprozess Band 5. Frankfurt/Main.
- Eder, Franz X. (2002): Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität. München.
- Foucault, Michel (1977): Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen. Frankfurt/Main.
- Gay, Peter (1986): Erziehung der Sinne. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter. Frankfurt/Main.
- Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt/Main.
- Herzog, Dagmar (2005): Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. München.
- Hohmann, Joachim S. (Hrsg.) (1991): Sexuologie in der DDR. Berlin.
- König, Oliver (1990): Nacktheit. Soziale Normierung und Moral. Opladen.
- Laumann, Edward O./Gagnon, John H./Michael, Robert T./Michaels, Stuart (1994): The Social Organisation of Sexuality. Sexual Practices in the United States. Chicago.
- Lautmann, Rüdiger (2002): Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur. Weinheim.
- Lewandowski, Sven (2004): Sexualität in den Zeiten funktionaler Differenzierung. Eine systemtheoretische Analyse. Bielefeld.
- Schelsky, Helmut (1955): Soziologie der Sexualität. Hamburg.
- Schetsche, Michael/Schmidt, Renate-Berenike (Hrsg.) (2010): Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen. Wiesbaden.
- Schmerl, Christiane/Soine, Stefanie/Stein-Hilbers, Marlene/Wrede, Brigitta (Hrsg.) (2000): Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften. Opladen.
- Schmidt, Gunter (1993): Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder. Stuttgart.
- Schmidt, Gunter/Matthiesen, Silja/Dekker, Arne/Starke, Kurt (2006): Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen. Wiesbaden.
- Sigusch, Volkmar (2005): Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion. Frankfurt/Main.
- Sigusch, Volkmar (2008): Geschichte der Sexualwissenschaft. Frankfurt/Main.
- Villa, Paula-Irene (2006): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. 3. Auflage Wiesbaden.